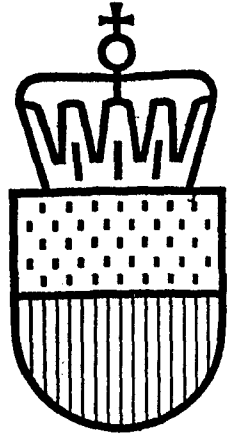


# Liechtensteiner Volksblatt

Bezugspreise: Inland und Schweiz jährlich sfr 22.—, halbjährlich sfr 11.50, vierteljährlich sfr 6.—. Ausland jährlich sfr 42.—, halbjährlich sfr 22.—. Bestellungen nehmen die Postämter und die Verwaltung des Blattes entgegen. Verwaltung und Redaktion «Liechtensteiner Volksblatt», 9490 Vaduz, Altenbachstr. 99, Telefon (075) 2 19 37 / 2 24 12. Postcheckkonto 90-2988 St. Gallen. Druck: Buchdruckerei «Gutenberg», 9494 Schaan, Fürstentum Liechtenstein.



Anzeigenpreise: Die einspaltige Millimeter-Zeile: Anzeigen Reklame  
 Inland . . . . . 13 Rp. 30 Rp.  
 Schweiz . . . . . 16 Rp. 35 Rp.  
 Übriges Ausland . . . . . 18 Rp. 40 Rp.  
 Anzeigenannahme: Für das Inland, Verwaltung in Vaduz, Telefon 2 19 37. Für das Rheintal, die Schweiz und das übrige Ausland «ASSA» Schweizer Annoncen AG, 9001 St. Gallen, Tel. (071) 22 26 26 und übrige Zweiggeschäfte.

Amtliches Publikationsorgan

des Fürstentums Liechtenstein

AZ — 9490 Vaduz, Samstag, 8. April 1967

Erscheint Dienstag, Mittwoch, Donnerstag, Samstag

101. Jahrgang — Nr. 52

## KOMMENTAR

Mutmassungen

Anmerkung der Redaktion:— Im Zusammenhang mit unserem «Kommentar» zum 1. April sind uns eine Reihe von Einsendungen und Leserbriefe zugegangen. Einen davon — den wir besonders originell und «tiefschürfend» finden — wollen wir unseren geschätzten Leserinnen und Lesern nicht vorenthalten. Sein Thema lautet «Mutmassungen über das schriftstellerische Innenleben eines Kommentarschreibers». Hier ist er:

«Ich stelle mir vor: Ein Kommentarschreiber sei auch nur ein Mensch. Allerdings eine besondere Art Mensch, das sei zugegeben, nicht von der Art des homo vulgaris (Normalmensch) eher ein homo omnipotens (Ueberschmensch). Berechtigte Zweifel, ob der Kommentarschreiber als Ueberschmensch bezeichnet werden kann, oder ob damit nicht doch zu hoch gegriffen wurde, scheinen überflüssig, da an dieser Stelle allem Anschein nach nie zuviel gesagt werden kann. Kommentar überflüssig. Ich stelle mir also vor, dass auch einem homo omnipotens eines Tages einfach nichts mehr einfallen könnte: Er hat nichts mehr zu sagen. Damit sieht er sich vor zwei Möglichkeiten gestellt: Entweder er schwelgt, oder er redet weiter. Als Ueberschmensch wählt er wahrscheinlich das grössere Übel, er macht weiter; mag sein, er berichtet über seine Einfallslosigkeit, die er zu seinem Einfall macht. Dieses Weitermachen zieht harte Konsequenzen nach sich, und ein Glück ist es, dass Worte auch ohne Sinn aneinandergereiht werden können. — Wenn Sie das nicht glauben, dann lesen Sie den Duden oder noch besser die 24 Bände des Grimmschen Wörterbuches. Und wie gesagt, dass es diese Bücher gibt, das ist eben ein Glück, denn das Material geht nie aus und so kann lustig weitergeschrieben werden. — Wenn irgend ein Schreiberling (sehr wahrscheinlich aus momentaner Langeweile, oder eben weil er Redaktor war) einmal geschrieben hat: Kaum ist das Wort gedichtet, wird es wieder vernichtet, so muss er sich sehr geirrt haben, denn die liechtensteinschen Kommentare sind folgenreich. Viele Leute wagen es nicht mehr, in die Alpenwelt zu gehen, und die Unterländer behaupten, die Wölfe würden nur ausgesetzt, damit sie ihre Ziegen nicht mehr ins oberländische Bergland treiben können. Allerdings, gegen die Wölfe des Kommentars würde ich selbst eine umgebaute Katze (das heisst ein Dakel) antreten lassen, denn wie gesagt, wenn man diesen Kommentaren auf den Grund geht, fehlt der Boden. Und damit auch der Bodensatz. — Vielleicht würde ein anderer Satz den Kommentaren eher gemäss, der da heisst: Ach ich bin des Stehens müde, sagte der Baum, entwurzelte sich und wurde zu Brennholz.

Ich habe vorher vom fehlenden Bodensatz gesprochen. Und das ist ja das Aergliche, ja Tragische an der Geschichte, man glaubt mit immer mehr Sätzen müsse man diesen Bodensatz doch einmal erzwingen. Das ist aber ein verteuftelt langwieriges Unternehmen. Sätze um Sätze werden aufgestapelt, manchmal lustig, manchmal traurig, manchmal himmelschreiend, manchmal leise und mit sämtlichen Gefühlstönen belegt vor sich hingesprochen. Doch der Bodensatz will sich nicht einstellen. Ich könnte jetzt als Begründung einen Satz von Strindberg anführen: «Die menschliche Seele ist bodenlos». Und weil der Kommentarschreiber vermutlich auch eine Seele besitzt, dürfte man genau genommen diesen Satz auch auf ihn anwenden. Ich hätte jetzt noch viel zu sagen, aber wie gesagt, das ist auch wieder ein Glück, dass die Länge des Kommentars genau reglementiert ist und beim Schlusspunkt aufhört.» (hjb)



Tribüne  
DER FREIEN MEINUNG

Rauchwolken und Gerüche...

Es wird in jüngster Zeit von vielen Seiten vieles über die Reinerhaltung der Luft und des Wassers unternommen: Kehrichtverwertungsanlagen, Kanalisationen, und (siehe Donnerstagsausgabe) Spezialöfen für die Verbrennung aller Art von Abfällen werden errichtet. — Umso erstaunlicher mutet es an, wenn man es heute noch zulässt, dass die giftigen Abfälle eines Vaduzer Industriebetriebes mehrmals wöchentlich in der Nähe der Ortschaft, beim Binnendamm verbrannt werden. Je nach Windrichtung ziehen turmhohe, schwarze Rauchwolken das Land hinauf oder hinunter. Der widerliche Geruch verbrannter Chemikalien dehnt sich oft bis zu vier Kilometer im Umkreis aus. Dabei weiss man, dass es heute einige Firmen gibt, die Spezialöfen zur Verbrennung von Industrieabfällen herstellen. Es wäre wirklich an der Zeit, dass die zuständigen Stellen dieses Problem angehen, oder zumindest Stellung dazu beziehen! (w.o.)

Wenige Wochen vor der Vermählung S.D. Erbprinz Hans Adam von Liechtenstein mit Gräfin Marie Kinsky, wird die Postwertzeichenstelle der Fürstlichen Regierung nebenstehenden Vermählungsbloch herausgeben. Die Briefmarken wurden im Stichtiefdruckverfahren von der österreichischen Staatsdruckerei in Wien hergestellt. Die Umrandung ist in gold, die Marken selbst in blau bzw. rotem Farbton gehalten. Die Postwertzeichenstelle weist darauf hin, dass vor Mitte Mai 1967 keine Bestellungen angenommen werden können!

## Konzil: Priester, aber nicht Hochwürden

Das Zweite Vatikanische Konzil: Versuch einer Darstellung von Landesvikar J. Tschuur, Planken (XVII. Folge)

Es ist heute kaum möglich in einer Neuerscheinung aus dem religiösen Bereich, sei es ein Buch oder eine Zeitschrift zu lesen, ohne dass Sie darin auf «Unruhe» und «Unsicherheit» in der katholischen Welt aufmerksam gemacht werden. Immer wird dabei auf das Konzil als Ausgangspunkt und Veranlassung dieses Zustandes verwiesen. Unruhe sei unter den Theologen — unter den protestantischen Theologen ist es wirklich auch nicht anders! — im Klerus, unter den Intellektuellen, im Volk.

Ich glaube, diese Unruhe ist nicht so beunruhigend, wie es manchmal dargestellt wird. Es scheint mir fast eine Mode zu sein, von ihr zu reden. Sicher gibt es vielerorts eine gewisse Unruhe, ein Unbehagen, eine Unsicherheit. Ich

zweifle aber, ob dies ein schlimmes Zeichen sei. Die Christenheit ist endlich aufgewacht; wir wissen, dass diese Unruhe nicht bloss zwischen den Katholiken zu beobachten ist, sondern auch unter den Protestanten und in der Orthodoxie. Es gab doch Zeiten und sie sind nicht sehr weit zurück, da religiöse Fragen doch nur einen kleinen Teil der Menschheit interessierten. Heute ist Religion wieder etwas, was interessiert. Man redet über religiöse Fragen. Schon dies ist ein Fortschritt gegenüber der religiösen Interesselosigkeit vergangener Jahre. Und diese Unruhe ist Zeichen des Um- und Aufbruches. Geistige Sauerzeit bevor der klare Wein ausgegoren ist. So ist das Konzilsdekret über die Kirche gewiss in einem Sinne beunruhigend,

weil jeder, der es studiert, sich fragen muss: was habe ich jetzt zu tun, in meinem Leben anders zu machen, nachdem ich dies über mich selbst als Glied der Kirche weiss? Hans Urs von Balthassar schrieb kürzlich: «Eine Kehre im kirchlichen Raum war doch wohl immer mit einer Bekehrung wenigstens verbunden, und je tiefer die Bekehrung schürft, umso weher muss sie tun, sonst wäre sie vermutlich nur Geschwätz.»

Geweiht, aber nicht «Hochwürdig»

Machen wir uns wieder an das Dekret über die Kirche. Wir stehen beim zehnten Abschnitt, dem zweiten über das Volk Gottes.

Er nimmt einen Gedanken wieder auf, der schon ausgesprochen war, aber sicher mit Recht

notiert und kommentiert...

Französisch-Somaliland: «Allons enfants...»

Als General de Gaulle auf seiner letztjährigen Reise nach Südostasien und Polynesien in Djibouti, der Hauptstadt von Französisch-Somaliland einen kurzen Zwischenhalt einschaltete, war er bass erstaunt, dass die offizielle Begrüssungsfeier mit handfesten Unabhängigkeitsdemonstrationen und einem offenen Aufruhr der Somali-Bevölkerung gestört wurde. Dieser Ausbruch der Feindseligkeit gegen Frankreich war umso unerwarteter, als vor einigen Jahren dieses letzte aller französischen Territorien auf dem afrikanischen Kontinent ausdrücklich für eine Beibehaltung des Status quo seiner Integration mit Frankreich optiert und die Erlangung der Selbständigkeit abgelehnt hatte.

Eine nach diesem Ereignis eingeleitete Untersuchung der französischen Behörden zeigte nachher, dass der Aufruhr bloss einen Teil der Bevölkerung erfasst hatte: die Somali-Neger,

Französisch-Somaliland ist nämlich von zwei grundsätzlich verschiedenen Volksstämmen bewohnt, die voneinander mehr verschieden sind als etwa in Europa die Finnen von den Spaniern. In der Hafenstadt Djibouti und in der unmittelbaren Umgebung siedeln von Alters her die Somalis, während im übrigen Territorium vor allem die Afar (oder Danakil) wohnen, welche eng verwandt sind mit den abessinischen Stämmen jenseits der Grenze. Dabei ist «wohnen» vielleicht etwas hoch gegriffen, nachdem es sich mehrheitlich um Völkerstämme handelt, die noch immer einen ziemlich ausgeprägten nomadischen Lebensstil pflegen und ständig mit ihrem zum Teil reichen Rinderherden von Weideplatz zu Weideplatz ziehen. Nur die Somalis in der Stadt Djibouti sind in den letzten dreissig oder vierzig Jahren so weit urbanisiert worden, dass sie als sesshaft betrachtet werden dürfen; aber auch bei den Somalis ist das Nomadenblut noch durchaus nicht aus den Adern geronnen.

Die Somalis, seitdem Britisch- und Italienisch-Somaliland zu einem unabhängigen Somaliland aufgestiegen sind, wurden im Verlauf

der letzten zehn Jahre in vermehrtem Masse nationalbewusst, eine Bewegung, welche an den Grenzen des französischen Territoriums natürlich nicht Halt gemacht hat. Während sie zuerst gegen die französische Präsenz in Djibouti wenig oder nichts einzuwenden hatten, änderte sich diese Haltung in der Zwischenzeit stark. Sie möchten jetzt dem unabhängigen Somaliland einverleibt werden. Eine Annexion des französischen Gebiets durch Somalia würde aber von den Danakil nicht geschätzt, weil sie eine Beherrschung durch die Somalis fürchten, gegen welche sie zu wenig Gegengewicht mobilisieren könnten. Unter diesen Umständen sind die Danakil ebenso überzeugt für den Status quo mit Frankreich, wie die Somalis diesen traditionellen «kolonialistischen» Zustand ablehnen.

General de Gaulle ordnete nach seinem gestörten Auftreten in Djibouti kurzerhand eine Volksabstimmung an, in welcher darüber zu entscheiden war, ob das Territorium selbständig zu werden oder bei Frankreich zu verbleiben wünscht. Die Volksabstimmung ergab eine Mehrheit von 61 Prozent zugunsten des Ver-